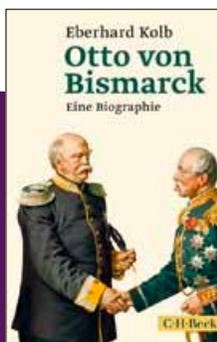


Kolb, Eberhard: Otto von Bismarck: Eine Biographie.
München: C.H. Beck-Verlag
2014, 208 Seiten, € 14,95.



Nachdem bereits eine wahre Flut von Bismarck-Biographien vorliegt, war sich der Beck-Verlag zum 200. Geburtstag des epochalen und unzerstörbar legendären Reichskanzlers ein weiteres Werk dieser Art schuldig. Also wurde der relativ kurze Text des renommierten Spezialisten, des seit 1998 emeritierten Professors der Geschichte, Eberhard Kolb, der in der verdienstvollen Reihe „Wissen“ des Verlages herausgekommen war, überarbeitet, erheblich erweitert, mit Nachweis der Zitate versehen und dergestalt erneut auf den Markt gebracht. Das Ergebnis ist gut lesbar, nicht mit Einzelheiten überfrachtet und leistet einen Beitrag für „konsequente Historisierung“ des Reichsgründers, für die gemäß dem Epilog die Zeit gekommen sei.

Dabei kommt Bismarck auch als Persönlichkeit durch sorgfältig ausgewählte Einzelzüge plastisch zum Vorschein. Das erste Kapitel, das ihn von der Geburt bis zu seinem Eintritt in den Vereinigten Preußischen Landtag von 1847 darstellt, erzeugt gerade in seiner Gerafftheit den zwingenden Eindruck, dass da ein unbändiges politisches Temperament heranwuchs, von dem kaum vorstellbar ist, dass es seinen Weg

zu größerer Bedeutsamkeit wegen irgendwelcher Karriere-Knicke nicht gefunden hätte.

In den weiteren Kapiteln werden die internationalen Zusammenhänge außerordentlich verkürzt oder gar nicht dargestellt, was dem Format des Buches geschuldet ist, zweifelsohne nicht der Kompetenz des Autors. Vor allem ist nicht die Problematik vertieft, die in dem Widerstreit der von Bismarck durchgesetzten kleindeutschen Lösung zur deutschen Einheit mit der großdeutschen liegt, die Österreich mit eingeschlossen hätte. Die subtilen Erwägungen Bismarcks, die dem außenpolitischen Spiel gerne diverse Optionen offen ließen, die je nach Möglichkeit am Ende eine eindeutige Entscheidung generierten, fallen oft ebenfalls dem vorgegebenen Format des Buches zum Opfer.

Der Autor hat schon früher überzeugend der These widersprochen, dass Bismarck durch die Hohenzollernsche Thronkandidatur in Spanien Frankreich zum Krieg drängen wollte, um damit die (Klein-)Deutschen gegen den „Erbfeind“ definitiv zusammenzuführen. Da Napoleon III. schwer krank und in seiner Entschlussfähigkeit behindert war, hätte er gegen diese Kandidatur durchaus nicht mit der alten und nicht mehr stichhaltigen Furcht einer Einkreisung Frankreichs, wie sie im 16. und 17. Jahrhundert durch die deutschen und spanischen Habsburger hervorgerufen worden war, reagieren müssen. Es war eher ein nicht unbedingt vorhersehbares Ergebnis seiner bedrängten innenpolitischen Lage, dass er der nationalistischen Aufgeregtheit, die sich in Paris angesichts der Kandidatur erhob, die Zügel schießen ließ. Auch andere Kabinette in Europa verwunderten sich darüber, dass Frankreich dieses versuchte Aus-

greifen der Hohenzollern-Dynastie als mit der eigenen Ehre unvereinbar erklärte.

Der Autor gibt damit den aktuellen Forschungsstand wieder, der im Gegensatz zu Versuchen der bisherigen deutschen Historiographie steht, mit Beflis-senheit eine Kontinuität besonderer deutscher Aggressivität von womöglich auch noch Martin Luther über Friedrich den Großen und eben auch Bismarck bis Hitler zu konstruieren, wobei besonders Bismarck die Franzosen im Sommer 1870 mit besonderer Perfidie (Emser De-pesche!) in den nationalen Krieg hinein gelockt hätte. Die Friedensbemühungen Bismarcks nach dem durch die Schlacht von Sedan bedingten Zusammenbruch des französischen Kaiserreichs kommen in diesem Text zu kurz, der Name des Marschalls Bazaine, der hoffte, die in Metz eingeschlossene Armee dafür als Verhandlungspfand einsetzen zu können, taucht nicht einmal auf.

Dafür wird die Problematik der Ab-trennung von Elsaß-Lothringen auf den, wohl tragisch zu nennenden, Punkt ge-bracht: Frankreich hätte nach Revanche gedürstet auch ohne jeglichen Gebiets-verlust; Verletzungen der nationalen Ehre, wie sie der verlorene Krieg gegen Deutschland gebracht hatte, wären durch Milde des Siegers nicht ausgeglichen worden. Also hatte Bismarck kei-nen Anlass, den nationalen und militä-rischen Forderungen nach der Abtretung von Metz und Straßburg entgegen-zutreten. Damit war allerdings auch das Handicap des nach 1871 von Bismarck unermüdlich als „saturiert“ erklärten Deutschen Reiches gegeben, nämlich die Einschränkung seiner diplomati-schen Operations-Möglichkeiten in Eu-ropa dadurch, dass Frankreich keinen Bündnispartner bekommen durfte, mit

dem es die Wiedergewinnung von El-saß-Lothringen hätte betreiben können. Allein wäre es dazu nämlich nicht in der Lage gewesen.

Die Schuld für den Ausbruch des Krieges von 1866 wird überwiegend auf österreichischer Seite gesehen, letztlich herrührend aus den Versuchen Wiens, nach der Überwindung der Revolution von 1848/49 im Deutschen Bund ein Übergewicht zu erlangen – wobei zu fra-gen wäre, in diesem Buch aber nicht ge-fragt wird, ob diese Tendenz nicht auch schon vor 1848 bestanden hat, damals allerdings, ohne die beiden deutschen Großmächte in einen Krieg gegeneinan-der zu führen.

Sehr behutsam geht der Autor an das Phänomen des „Kulturkampfes“ heran. Zwei Hauptgründe nennt er dabei für Bismarcks Verhalten: die Abneigung ge-gen die konfessionell gebundene Zen-trums-Partei, denn die engagierte sich, zum Schaden der deutsch-italienischen Beziehungen, für die Wiederherstellung des päpstlichen Kirchenstaates und fer-ner die Gleichsetzung von Katholizis-mus mit polnischem Nationalismus und die Befürchtung der klerikal vermittel-ten Polonisierung in Oberschlesien, Po-sen und Westpreußen. Doch stimmt der Autor mit Thomas Nipperdey darin überein, dass Bismarck, bei allen protes-tantischen Vorurteilen, die ihm nicht fremd waren, den Kampf gegen die ka-tholische Kirche nicht als Staatszweck oder gar als kulturelle Mission ansah.

Breit wird auch auf die sonstige In-nenpolitik eingegangen, in der der Reichskanzler eine weniger glückliche Hand als in der Außenpolitik hatte. Als er sich 1884 plötzlich der deutschen ko-lonialen Expansion annahm, war das nicht eigentlich auch Innenpolitik? Denn es gibt die These, damit hätten

Schwierigkeiten mit den für Bismarck allzu liberalen England heraufbeschworen werden sollen, die es dem Kronprinzen, der mit der Tochter der Queen Victoria verheiratet war, unmöglich gemacht hätten, einen anti-konservativen, sich an britischen Vorbildern ausrichtenden liberalen Kurs in der Innenpolitik durchzusetzen. Nein, antwortet der Autor, diese These sei als allzu kompliziert abgetan.

Der Abgang dieses überreichen Lebens (Kapitel VII: Nach dem Abschied von der Macht, 1890-1898) fällt bei aller Knappheit doch berührend aus. Mit den Worten des im Text und im Anhang sonst nicht weiter erwähnten Eberhard Gothein entlässt uns der Autor: „Man wird mit Bismarck wie mit Friedrich dem Großen und Goethe nie fertig“. Zu einem allerersten Einstieg allerdings taugt die vorliegende Darstellung auf solidem Niveau allemal.

BERND RILL



Ther, Philipp: Die neue Ordnung auf dem alten Kontinent. Eine Geschichte des neoliberalen Europa. Berlin: Suhrkamp Verlag 2014, 431 Seiten, € 26,95.

25 Jahre nach dem Fall der Berliner Mauer, dem Zerfall des Ostblocks und dem Umbau in Osteuropa schrieb der 1967 geborene Wiener Historiker Philipp Ther ein Buch über die neue Ordnung auf dem alten Kontinent. Er befasste sich mit dem Thema, als ob es für viele noch ein „unbekanntes Gebiet“ sei. Wirtschaftliche Analysen gab es bisher nicht oder selten, und auch die sowjetischen Satellitenstaaten schrieben kaum darüber. So war 1989 eine Stunde Null.

Ther umreißt die ökonomisch-politischen Tendenzen der Oststaaten. Wichtig sind Zahlen wie Einkommen, BIP, Staats- und Steuerquoten. Auch Schattenseiten und Problemfelder kommen zur Debatte.

Der Westen glaubte nicht, dass die Sowjetunion und die Vasallenstaaten zerfallen würden. Die Ölkrise ließ Brüche im Ostsystem erkennen und zeigte dessen Fragilität. Das Tempo des Westens konnte kaum gehalten werden. Für Investitionen in eine moderne Wirtschaft fehlte das Geld. Der Wandel in den Ostblockländern war fällig. Die Menschen gingen 1989 auf die Straße. So wurden Gesellschaft und Wirtschaft salonfähig. Ther schreibt von einer „verhandelten Revolution“.